

Italienische Kolonialziele

Zum Königsbesuch im Somali-Land

Die italienische Afrika-Politik, über die Mussolini schon seit Jahren bewußt einen Schleier gebreitet hat, hat seinerzeit durch die Entsendung Balbos nach Tripolitanien die Aufmerksamkeit auf diesen Bezirk der italienischen Außenpolitik gezogen. Man sagte sich mit Recht, daß ohne Grund der Duce nicht einen seiner hervorragendsten Mitarbeiter auf einen afrikanischen Posten entsenden würde, wenn er nicht ganz bestimmte Ziele im Auge hätte.

Auch jetzt ist noch nicht der Schleier gelüftet, ebenso wenig wie man heute schon klar erkennen kann, worin die letzten Ziele Italiens an Afrika bestehen. Immerhin sind aber doch schon so viele politische Begrenzungen erkennbar, daß ungefähr die Fahrtrichtung festgelegt werden kann. Deshalb kommt der Besuchsreise, die König Viktor Emanuel augenblicklich durch das Somali-Land unternimmt, eine größere Bedeutung zu als der eines gelegentlichen Besuchs, den ein Monarch in entlegene Teile seines Reiches unternimmt, lediglich zu dem Zweck, sich einmal seinen Untertanen zu zeigen und dabei königliche Pracht zu entfalten.

Das italienische Somali-Land an der ostafrikanischen Küste ist freilich kein besonderer Edelstein in der italienischen Krone. Der größte Teil seines Gebietes ist Hochland bis zu 3000 Meter. Hitze, äußerste Regenarmut und dürftiger Pflanzenwuchs sind Kennzeichen für das ganze Somali-Land. Nur an der Küste des Indischen Ozeans ist Landwirtschaft in modernem Sinne möglich. Bald gibt es nur längs der Trodenbetten der wenigen Flüsse. Auf dem Vorhandensein harzreicher Aloe- und Korkenzgewächse beruht im Altertum der Weibrauchhandel des Landes. Größere Siedlungen, meist arabische Gründungen, finden sich nur an der Küste. Die Bevölkerung, nomadische Somalis, beträgt etwa 1,5 Millionen Köpfe.

Die politische Geschichte des Somali-Landes, das sich vom Indischen Ozean um das Kap Guadalupe herum im Süden des Golfes von Eben entlangzieht, beginnt mit der Besetzung durch Portugiesen und Türken im Mittelalter. Von 1886 bis 1892 stand die äthiopische Somali-Küste unter der Herrschaft des Sultans von Sansibar, die nördliche Küste von 1875 bis 1884 unter ägyptischer Herrschaft. Dann legten sich Engländer, Franzosen und Italiener an den Küsten fest. 1887 wurde die Grenze zwischen dem französischen und dem englischen Somali-Land, 1891 die Grenze zwischen dem italienischen Somali-Land und dem englischen Ostafrika bestimmt, 1924 überließ England einen Gebietsstreifen westlich vom Tuba-Fluß an Italien. Der innere Teil des Somali-Land liegt seit 1887 unter abessinischer Herrschaft.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß der Besuch des Königs die afrikanische Außenpolitik seiner Regierung durch das Gewicht seiner Persönlichkeit und durch die Autorität des Königtums unterstützen soll. An und für sich ist der rein koloniale Besitz des Somali-Landes keine Einnahmequelle, im Gegenteil, es ist das größte Zuschußgebiet aller italienischen Kolonien überhaupt. Das hat den Nationalismus aber nicht gehindert, gerade im Somali-Land Kolonialpolitik in ganz großem Stil zu betreiben. Eines der größten Hemmnisse bei dieser Arbeit war die Abneigung der Bevölkerung gegen das Vordringen europäischer Kultur überhaupt. Deshalb begannen die italienischen Kolonialisten mit der Fürsorge für die Bevölkerung, in erster Linie durch die Bekämpfung der Malaria und der Tuberkulose. Kran-

Teile Deine Weihnachtsfreude



durch ein Liebesgabenpaket für das Winterhilfswerk

fenhäuser und Borrathshäuser setzen diese Linie fort. Tausen und Kurie für Geburtshilfe und Kinderpflege dienen in erster Linie den Menschen. Dem Lande suchte man durch Aufforstungen und durch Schaffung von Weidewäldern zu helfen. Wie es scheint, haben die Italiener mit vieler kulturellen Pionierarbeit auch einige Erfolge errungen, aber alles steht doch noch im Anfang.

Wiel wichtiger ist die geopolitische Bedeutung des Somali-Landes. Es grenzt im Nordwesten an Abessinien, dem andererseits im Norden die italienische Kolonie Eritrea vorgelagert ist. In diesem Sommer ist der französisch-italienisch-englische Garantievertrag über die Unabhängigkeit des abessinischen Kaiserreiches außer Kraft gesetzt worden. Italien will dieses Land mit seinen 1,5 Millionen Quadratkilometer Umfang und etwa 12 Millionen Einwohnern zu seinem ureigenen Interessengebiet umgestalten. Um die Entwicklung zu beschleunigen, muß Abessinien gewissermaßen in eine Zange genommen werden, deren eine Wade das Somali-Land ist. Nun wird einem der Zweck des Königsbesuchs erklärlich. Den Bewohnern des Somali-Landes soll zu Gemüte geführt werden, daß Italien der zukünftige Herr Abessiniens ist, mit dessen Bewohnern sie durch Stamm und Sprache zum großen Teil verbunden sind.

Warum Italien es gerade auf Abessinien abgesehen hat, erhellt aus einer einzigen Tatsache. Befände sich erst einmal der abessinische Handel in italienischer Hand, könnte

Italien der Baumwollimporteur Europas werden. Daraus erklärt es sich auch, daß es um die italienischen Bestrebungen in Nordafrika, die auf einen Anschluß französischer Gebiete an das italienische Tripolitanien hinausgingen, seit einiger Zeit stiller geworden ist. Das abessinische Fernziel ist verlockender und verheißungsvoller als die Fortsetzung der konfliktiswangeren Nordafrika-Politik.

Gespräche zwischen Sie und Ansel

„Und was ich noch sagen wollte, Frau Nachbarin, was ist denn das für ein Zeichen an ihrer Haustür?“ — „Aber liebe Frau Schulz, das ist doch durchaus kein neues Zeichen; es müßte Ihnen doch vom letzten Winter her noch in Erinnerung sein. Entzinnen Sie sich nicht mehr an die Plakette des Winterhilfswerkes?“ — „Ach richtig! — Wissen Sie, Frau Meier, ich bin im allgemeinen nicht für so etwas! Man sollte das Wohltun ruhig jedem selbst überlassen. Und außerdem halte ich es mit dem Wort: Die Rechte soll nicht wissen was die Linke tut.“ — „Frau Schulz, ob Sie da nicht auf einem Irrweg sind? Sehen Sie, mit dem Selbstüberlassen ist es so eine Sache. Manche geben viele tun gar nichts. Den Beweis haben wir doch in all den Jahren vor dem nationalsozialistischen Hilfswerk mehr als genug vor Augen gehabt. Wie die Menschen nach den Zeiten, die hinter uns liegen, nun einmal sind: sie denken lieber an sich und an das eigene Wohlergehen des eigenen Ich als an ihre lebenden Volksgenossen. Da wird's noch viel Arbeit kosten, bis alle Menschen so viel Pflichtbewußtsein haben, daß sie aus sich selbst heraus ihren Mitmenschen helfen. So lange können wir unsere Kollektenden nicht hungern und frieren lassen. Darum ist es besser, die ganze Volksgemeinschaft setzt sich für das Hilfswerk ein und reißt jeden einzelnen Volksgenossen mit. Die Erfolge des letzten Winterhilfswerkes haben in aller Deutlichkeit den Beweis für die Richtigkeit dieses Vorgehens erbracht.“ — „Geb' ich zu Frau Nachbarin, geb' ich zu! Aber ich bin nun einmal nicht dafür, daß man alles gleich an die große Glocke hängt, was man Gutes tut.“ — „Brauchen Sie auch garnicht! Sie sollen durch Ihre Plakette nur öffentlich bekennen, daß Sie zur großen Opfergemeinschaft der Nation gehören. Es bleibt Ihnen unbenommen, mehr oder weniger zu geben. Frau Schulz, wer sich über die Türplakette aufregt und von der Rechten redet, die nicht wissen soll, was die Linke tut, den kann man in Verdacht haben, daß er sich gern am Opfer vorbeibrückt. Kleben Sie ruhig die Plakette an Ihre Tür! Jeder christliche und anständige Deutsche weiß dann, daß Sie Ihre Pflichten gegen die Volksgenossen in der Not erfüllt haben.“

Buntes Allerlei

Der Vater des Säuglings

Recht geschäftstüchtige Leute gibt es anscheinend in Utrecht. Da wurde eine Witwe, deren Mann vor einer Woche gestorben war, um neun Uhr morgens Mutter eines Knaben. Dem fiel damit als Erben das Geschäft des Erzeugers in den Schoß. Man besetzte sich daher, den Namen des jungen Erbenbürgers in das Handelsregister einzutragen. Das geschah um zehn Uhr morgens. Und schon zwei Stunden später wurde eine neue Eintragung hinzugefügt: Das Geschäft war in Konkurs geraten. Es ist wirklich allerlei, was dieser Säugling in den drei ersten Stunden seines Erdenlebens erlebt hat. Aber vielleicht kommen nach diesen schwarzen nun die heiteren Tage, von denen der Dichter singt.

Druck und Verlag: W. Kieker'sche Buchdruckerei in Altensteig. Hauptverteilung: L. Paul. Anzeigenleitung: Gust. Wobhalz. Altensteig, D.-A. d. L. Nr.: 2100



Die Gemeindelast

ROMAN VON GERT ROTHBERG

(Fortsetzung)

Es war ein recht unerquickliches Zusammensein, und sie zogen sich alle beizeiten zurück. Drogen, in dem ihnen angewiesenen Zimmer, sagte Emma Siman wütend: „Du dumme Hans! Du hast ja keine Ahnung, was du heute angerichtet hast. O du, ich könnte dich prägen!“

„Ich hasse sie, ich möchte alles tun, was ihr schadet!“ leuchtete Grete, und sah dabei so absichtlich aus, daß die eigene Mutter erschrak. Sie sagte nichts mehr und in schlechter Stimmung verließen sie dann auch am Morgen den Hof. Der Oberhofbauer verabschiedete sie kühl: „Kommt gesund heim, und laßt es euch gut gehen. Schönen Gruß zu Hause!“

Aber er sagte nicht: „Kommt bald einmal wieder!“ Und von einer Reise der Oberhofs zu den Simans war schon gar keine Rede. Nun, darüber war Emma Siman ja schließlich ganz froh, denn die scharfen Augen des Oberhofbauers hätten doch nur zu bald herausgefunden, wie es um den Simanshof stand.

Ernst brachte die Verwandten bis zur Bahnhofsstation. Er kutscherte selbst, und der alte Christian sah neben ihm auf dem Bod und freute sich, wie schön und sicher der Junge mit den zwei Braunen fertig wurde, die nicht die schlimmsten waren.

Der Abschied zwischen Ernst Oberhof und den Verwandten fiel ebenfalls sehr förmlich aus. Grete begriff noch nicht in vollem Umfang, was auf dem Spiele stand, aber ihre Mutter hätte alles kurz und klein schlagen mögen. Weit davon entfernt, zu erkennen, daß der niedrige Charakter ihrer Tochter diese unerquickliche Situation herbeigeführt hatte, gab Emma Siman nur ihrem Schwager Andreas die Schuld, der das fremde

Kind auf seinen Hof geholt hatte und es nun bei jeder Gelegenheit sofort in Schutz nahm.

Nun wußte man nicht, was die Zukunft bringen würde, nachdem Grete sich von solch alberner Seite gezeigt.

Ernst Oberhof aber dachte: Gut, daß die Sache vorgekommen ist. Besser kann man wirklich einen Menschen nicht kennenlernen.

Auf dem Oberhof war dann nie mehr die Rede von dieser Angelegenheit, aber alle Dienstboten liebten das fremde Kind, und Bertha Oberhof tat ihm alles Liebe und Gute, was in ihren Kräften stand. Ernst hatte der Dorjugend klargemacht, daß, wer die kleine Christa kränke, es mit ihm zu tun bekomme. Im übrigen klammerte er sich nicht um sie. Er liebte sie nicht, aber er haßte sie auch nicht mehr. Sie mochte bleiben. Was tat es denn ihm, wenn sie auf dem Hofe war? Er allein war der einstige Erbe des alten Besitzes. Gehässig war er nie gewesen. Wohltun sollte man. Und daß Christa Wellin hier erzogen wurde, gehörte eben zu des Vaters Wohlthaten, die er ärmeren Menschen schon des öfteren erwiesen hatte. Und er, Ernst, würde es einst auch so halten, denn das war ein schöner Zug vom Vater.

Christa aber fühlte sich auf dem Oberhof nach und nach immer mehr dazwischen. Sie sang und trällerte den ganzen Tag im Hause und in dem großen, weiten Garten. Sie wurde der Sonnenschein des alten Oberhofs. Das wußten alle, nur Ernst wußte es nicht. Ganz gleichgültig blieb er gegen das schöne, feingliedrige Mädchen. Es war eben immer nur das fremde Kind für ihn.

Das blieb so. blieb auch in den Jahren, da er als großer, schlanter Mann heimkehrte. Er war jetzt zwanzig Jahre alt, und kam immer nur zu den Ferien nach Hause. Er lebte als Verwalter auf einem großen Gut in der Mark, und es schien ihm dort sehr zu gefallen. Wenigstens dachte er vorläufig nicht daran, nach Hause zu kommen, zumal der Vater doch auch noch so rüstig war. Man brauchte ihn, den Sohn, also hier auf dem Oberhofe nicht so dringend.

Der Vater dachte nicht daran, dem Sohne die Flügel beschneiden zu wollen, und so blieb alles, wie es war.

Daß Christa still und schweigmütig war, wenn Ernst daheim weilte, fiel nicht auf. Sie half eifrig im Haushalt, aber doch nur bei den leichteren Arbeiten. Zu schweren Arbeiten ließ man sie nicht heran, und sie hätte solche Arbeiten wohl auch nicht leisten können, denn sie war noch immer kindlich zart.

Da kam das Schicksalsjahr 1914!

Als einer der ersten Freiwilligen zog Ernst Oberhof mit ins Feld. Wurde bereits in Belgien schwer verwundet, kam in die Heimat, genes — und ging wieder an die Front. Diesmal verschonte ihn die feindliche Kugel. Er blieb bis Ende des Krieges draußen. Kam dann heim mit düsteren, wissenden Augen.

Alles sollte umsonst gewesen sein? Alle Opfer? Alle lieben Kameraden sollten umsonst gefallen sein? Deutschland ohne Ehre in der Welt? Allen Stürmen wehrlos preisgegeben?

Der nun bald fünfundzwanzigjährige empfand diese Gewissheit als qualenden Schmerz und litt darunter. Er war über seine Jahre hinaus gereift. Durch rastlose Arbeit betäubte er, was in ihm härtete und wühlte. Und neben sich sah er nicht das schöne Mädchen, das ihm infangen Augen nachblickte.

So vergingen noch zwei Jahre.

Hoch und aufrecht schritt der Oberhofbauer über seine Felder. Der Sohn schaffte mit den Leuten zusammen. Er war noch größer als der Vater, wenn auch nicht ganz so breit. Verliebt sah ihn die Mägde an, aber es konnte sich keine rühmen, Ernst Oberhof auch nur ein vertrauliches Wächeln abgerungen zu haben. Er war immer gleich freundlich, ohne zu lachen und ohne die Gelegenheit wahrzunehmen, die sich ihm täglich bot.

Andreas Oberhof blieb stehen, sah hinüber nach seinem Bestium, das, hell beleuchtet von der Julisonne, dort an der grünen Anhöhe lag.

Dort wartete Bertha, die in den letzten Jahren alt und grau geworden war, und neben ihr — Heiß strömte es dem Oberhofbauern zum Herzen. Christa!

(Fortsetzung folgt.)



Grenzen der Technik?



Wir sprechen deshalb mit Recht von einer revolutionären Epoche in der deutschen Geschichte, weil alle Fragen der Politik, der Wirtschaft und der Technik in einem sicheren weltanschaulichen Grunde verankert werden. Es gibt aber im Fluße des deutschen Denkens und Glaubens nur einen sicheren Grund, der Ordnung in die Theorien der Politik, der Wirtschaft und der Technik bringt. Es ist dies die Grundansicht, daß alles politische, wirtschaftliche und technische Geschehen den Menschen, dem gesunden, fröhlichen, mutigen und zukunftsgläubigen Menschen dienen müsse. Nur so hat es einen Sinn, von dem Volk als einem obersten Gut zu sprechen. Nur so können wir die grundsätzliche Entscheidung verstehen, die vom Führer des deutschen Volkes in der Frage Volk und Staat als dem Inbegriff der politischen, wirtschaftlichen und technischen Ordnungen getroffen wurde. Der Führer sagt:

„Der Staat ist ein Mittel zum Zweck. Sein Zweck liegt in der Erhaltung und Förderung einer Gemeinschaft physisch und geistlich gleichartiger Lebewesen.“

„Die Güte eines Staates kann nicht bewertet werden nach der kulturellen Höhe oder der Machtbedeutung dieses Staates im Rahmen der übrigen Welt, sondern ausschließlich nach dem Grade der Güte dieser Einrichtung für das Volkstum. — Damit erhält der Staat zum erstenmal ein inneres hohes Ziel. — Aus einem toten Mechanismus, der nur um seiner selbst willen da zu sein beansprucht, soll ein lebendiger Organismus geformt werden, mit dem ausschließlichen Zwecke: einer höheren Idee zu dienen.“

Nur aus solcher grundsätzlichen Einstellung heraus können wir die Frage nach den Grenzen der Technik beurteilen.

Aus der Geschichte der Technik ist ja bekannt, daß auch dem Auftreten der ersten Maschinen auch die ersten



Das leistungsfähigste Werkzeug, das die Agrarische China weniger überaus als das um locale Feinere, täglich veraltete, aber industrialisierte Japan.

Maschinenstürmer da waren. Nur zu verständlich, daß die Arbeiter, die zunächst durch die Maschine ersetzt wurden und erst im Laufe der Zeit die genügende Anzahl anderer Arbeitsplätze bekommen konnten, sich gegen die Maschinen einstellten. Aus Amerika ist zu uns die Lehre gekommen, daß das größtmögliche Glück der größtmöglichen Anzahl der Menschen durch die raffinierteste Ausnutzung der Maschinenarbeit, durch das stehende Band und allem, was damit zusammenhängt, herbeigeführt werden kann. Ford, mit diesem Namen diese Lehre verknüpft ist, hat sich aber keine Gedanken darüber gemacht, daß zwar auf eine kurze Zeit durch die Nationalisierung des Arbeitsprozesses höhere Löhne für die Arbeiter herauskommen, daß aber dieselben Arbeiter durch dieselbe Nationalisierung der Maschinenarbeit auf das schwerste ausgenutzt werden und nur eine kurze Zeit dieses Tempo aushalten können. Die Menschen werden der Maschine geopfert. Und noch eine Lehre kommt aus Amerika, die die Rettung des Menschenschlechtes von einer gefährlichen Fingabe an die Maschinen erwartet. Mehrere Maschinen und noch vollkommener Maschinen werden produziert. Maschinen sollen kommen, die Blei in Gold, die Steine in Brot verwandeln, Maschinen, so stark, daß sie Wägen bewässern, Maschinen, so fein, daß sie Atome spalten, Maschinen, die unsere Gedanken übertragen, Maschinen, die uns selbst auf den Mond transportieren, das Leben der Menschen verlängern. Das alles sind trügerische Gedanken, wenn die Maschinen nicht so konstruiert sind, daß sie die Gesundheit der Menschen und der Völker in einem Höchstmaße sichern. Das alles ist schlecht, wenn nicht dafür gesorgt wird, daß auch die Produkte dieser Maschinen von den Menschen, ohne daß sie Schaden an Gesundheit und Vermögen nehmen, verbraucht werden können.

Die deutsche Weltanschauung hat die kritische Einstellung gegen die Vergottung der Maschinen und der Technik entwickelt. Die Maschinen dienen dem Menschen, sie dienen dem Volk. Wenn feststeht, daß durch eine allzu große Nationalisierung die Arbeitslosigkeit erhöht wird, so muß im Gegensatz zu der Maschinenarbeit das handwerkliche und bäuerliche Schaffen gefördert werden. Wenn es feststeht, daß durch eine bestimmte Technik Leben und Gesundheit der Arbeiter geschädigt wird, dann hat die Technik ihre Grenzen erreicht, und die Maschine und ihre Arbeitsweise müssen entsprechend geändert werden. Wenn es feststeht, daß die Maschinenarbeit auch für verbrauchende Menschen minder gut arbeitet als die Handarbeit, auch dann hat die Technik ihre Grenzen erreicht.



Schlümmeende Reserven

So mancher Bauer steht nach diesem trodenen Sommer vor der bange Frage, wie er angesichts der knappen Futterernte sein Vieh ausreichend ernährt, durch den Winter bringen soll. Erfreulicherweise hat er manche Möglichkeit sich vor solcher Verlegenheit weitgehend zu schützen. In erster Linie stehen ihm dazu zwei Wege offen: einmal der Ausbau von Futterpflanzen auf dem Acker. Hier hat der Bauer, je nach seinen örtlichen Boden- und Klimaverhältnissen, die Wahl zwischen Hülsenfrüchten, Luzerne, Esparsette, Seradella, Alee, Sonnenblumen, Mais, Kartoffeln, Gemüsegewächsen u. a. Auch die Deckschicht, deren Anbau gleichzeitig zur Lösung des Düngeproblems beiträgt, liefern in den Deckschichten ein wegen seiner Konzentration besonders hochwertiges Eiweißfutter. Der andere Weg zur vermehrten Futtererzeugung ist der der verbesserten Ausnutzung des natürlichen Grünlandes, der Wiesen und Weiden. In vielen Gegenden (Berglagen, Flusniederungen) ist dieser zweite Weg überhaupt der einzige gangbare, weil die natürlichen Verhältnisse (Lage, Klima usw.) oft gar keine andere Nutzung des Bodens als in Form von Dauergrünland zu-

lassen. Die Möglichkeiten dieses zweiten Weges sollen im nachfolgenden näher erörtert werden. Will man die im Grünland ruhenden Futterreserven erschließen, so ist die Regelung der Wasserverhältnisse unerlässliche Voraussetzung dafür, daß die anderen nachfolgend aufgeführten Maßnahmen zum Erlolge führen. Diese Vorbereitungen wird man gerade jetzt in der arbeitsstillen Winterzeit durch das Ausräumen der alten Gräben und — wo notwendig — durch die Herstellung neuer Gräben schaffen können. Dabei wird man — lang geworden durch die Erfahrungen des letzten trodenen Sommers — nicht verachten, sich durch Einbau von Abflussschiebern die Möglichkeit zu schaffen, durch Ueberbauen dem Grünland die notwendige Feuchtigkeit zuzuführen.

Wie beherrschen den Himmel?

Man hat früher Hexen verbrannt. Vielfach war der Grund hierzu: sie hätten das Wetter zum Schaden des Bauern beeinflusst. Die Phantasie der Technik hat sich immer wieder darum bemüht, nicht nur das Wetter vorauszusagen, sondern auch „Wetter zu machen“. In Weinbaugebieten soll man es mit „Wetterschießen“ versucht haben. Nur daß die Nachbargemeinden sich beschwerten, weil der vertriebene Hagel bei ihnen niederlag. In der Tat kann man, und dies ist wichtig für den Seeverkehr, Nebelbildungen verdrängen. Der amerikanische Präsident Roosevelt hat in der Tat in großem Maßstabe das Projekt eines künstlichen Waldes ausgearbeitet, um den unter der Trockenheit leidenden amerikanischen Farmern „den Segen des Himmels“ zu bringen.

lassen. Die Möglichkeiten dieses zweiten Weges sollen im nachfolgenden näher erörtert werden.

Die Wolke, die im Frühjahr die vom Frost aufgelockerte Erde wieder an den Untergrund drückt, die Wiesen, die das Moos zerreiht und der Luft Zutritt zum Boden verweigert, die Strauchschlepp, die auf den Weiden die Wägen verteilt und so das Entstehen von Weiskellen verhindert, all das sind weitere Hilfsmittel bei der Pflege des Grünlandes.

Selbst in seinen Wasserverhältnissen abgemessenes und mit Sorgfalt gepflegtes Grünland wird hohe Erträge bringen, wenn es ausreichend ernährt wird. Mit der an sich im Interesse des Bakterienlebens durchaus notwendigen Stickstoff- und Kompostdüngung wird man allerdings den Nährstoffbedarf des Grünlandes niemals auch nur annähernd decken können. Daß die ergänzende Düngung mit Kalk, Kali und Phosphorsäure auf die Erträge außerordentlich heilend wirkt, beweisen Untersuchungen der Landesanstalt für Pflanzenbau und Pflanzenzüchtung in München, nach denen im 8jährigen Durchschnitt je Dektar Futterflächen bei

unge düngt 49,8 dz Heu mit Kalk und Thomasmehl gedüngt 86,0 dz Heu erzeugt wurden.

Sind so die Voraussetzungen für ein frohges Wachstum geschaffen, dann gilt es, diesen Ertrag nun auch restlos nutzbar zu machen. Dabei ist zu berücksichtigen, daß neben dem Mengenertrag auch der Gehalt an Eiweiß für den Wert der Ernte von außerordentlicher Bedeutung ist. Die Werbungsmaßnahmen müssen also auch auf die Erhaltung dieser Eiweißerträge abgestellt sein. Auf den Weiden wird man dafür sorgen müssen, daß das Futter nicht jung, d. h. im Reife höchsten Eiweißgehaltes, aufgenommen wird. Auf den Wiesen werden rechtzeitig Schnitt und sorgfältige Werbung auf Heuern oder Heuzügen oder die Einfäuerung in

Der Turmbau zu Babel?

1. Mose 11. „Und sprachen: Wohlauf, lassset uns eine Stadt und einen Turm bauen, des Spitze bis an den Himmel reiche, daß wir uns einen Namen machen! — Und der Herr sprach: Siehe, es ist einerlei Volk und einerlei Sprache unter ihnen allen, und haben das angefangen zu tun; sie werden nicht ablassen von allem, was sie sich vorgenommen haben zu tun.“

Wohlauf, lassset uns heuniederfahren und ihre Sprache und sie selbst verwirren, daß keiner des anderen Sprache verstehe!“

Seltam — wie zeitgemäß die Bibel bleibt.

Silos die Erhaltung und restlose Ausnutzung des wertvollen Eiweißfutters gewährleisten.

Erst wenn man so Wiesen und Weiden zum höchsten Ertrag gebracht hat, wird man den dann noch vorhandenen Bedarf durch Feldfutterbau zu decken versuchen, denn es ließe das Pferd am Schwanz aufhängen, wollte man den Acker schon zur Futtererzeugung betriebsfähig, bevor die in der vorhandenen Grünlandfläche schlummernden Reserven durch sorgfältige Pflege und Düngung restlos erschlossen und ausgeschöpft sind.

„Technik“ in Sprüchen

„Gut Ding will Weile haben“ — das ist ein gutes deutsches Volkswort. Und aus Amerika stammt jenes verfluchte „Zeit ist Geld“. Mit dem ersteren entstanden die Bibel, die gotischen Dome, die Kritik der reinen Vernunft — entliehen Eichenwälder und Kornfelder. „Zeit ist Geld“ produziert die Kultur der Warenhäuser, Delbrude, Stehbierhallen und allerlei Unkraut.

„Rom ist nicht an einem Tage gebaut worden“, das sagen wir alle häufig genug. Dennoch rühmen wir uns, großstädtische Stedlungshäuser in wunderlich angerichteten Reihen in ein paar Wochen zu bauen. Sie sind aber auch danach. Bäume, die rasch wachsen, taugen nur zu Brennholz.

Jean Paul vermerkt:

„Kaffe sich doch kein Dichter in einer Hauptstadt gebären und erziehen, sondern womöglich in einem Dorfe, höchstens in einem Städtchen. Die Ueberfälle und die Ueberzüge einer großen Stadt sind für die erregbare, schwache Kindseele ein Essen an einem Nachtsch und Trinken gebrannter Wasser und Baden in Glühwein. Das Leben erschöpft sich in ihm in der Knabenzeit.“

Wir lieben den Färm — warum?

Ein Fabrikant von Motorrädern soll einem gesagt haben: „Ich könnte auch leilere Maschinen bauen, gewiß; aber meine Kunden verlangen „raffige“ Motorräder!“

Weshalb eigentlich —?

Man feiert den englischen Rennfahrer Campbell als einen Helden. Und geadelt wurde er auch noch. Denn er durchbrachte den Kilometer in 8,235 Sekunden. Hätte er das Genick gebrochen, dann hätte man ihm ein Denkmal gesetzt. Von seiner Rekordfahrt berichtet er folgendes: „In meinem Stillos floh ich auf und nieder wie eine Bohne auf einer Trommel, die geschlagen wird. Der Wagen sprang häufig und war manchmal vollkommen in der Luft. Ich verlegte meine Handmuskeln erheblich.“

Eine moderne Legende.

In einer Londoner Zeitung stand folgendes: „Wir haben vor einiger Zeit über den Maschinenmenschen auf der großen Londoner Kunstausstellung berichtet, der durch die Vielseitigkeit seiner Funktionen größte Aufsehen erregte. Mit ihm ist dieser Tage folgende tolle Geschichte passiert. Der Erfinder und Erbauer des Maschinenungeheuers, der Ingenieur Harry Max, hatte zwei Amerikaner empfangen, die seine Wundermaschine nach Schluß der Ausstellung kaufen und mit nach Amerika nehmen wollten. Da die beiden Interessenten die runde Summe von 30 000 Dollar boten, bemühte sich der Konstrukteur, sein Werk von der besten Seite vorzuführen. Leider stellte sich bei der Vorführung heraus, daß an dem Mechanismus, der den linken Arm betätigt, eine Schraube locker geworden war. Bei der Beileitung dieses Schadens löste sich plötzlich der Schwerehaken, und die Stahlwand sauste mit derart großer Energie auf die Schädelbedeckung des Mister Max, daß dieser mit einem Schädelbruch in das St. James-Hospital gebracht werden mußte.“

Vor 125 Jahren erzählte der deutsche Märchenforscher Jacob Grimm die Wunderlage vom Golem, an die und diese moderne Verichterstattung erinnert.



Deutschland hatte prozentual weniger Arbeiter als die maschinenreicheren Staaten von Nordamerika, die nicht nur den Krieg, sondern auch den Krieg

